



MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN
AM FAAKER SEE

**Kärntner
Bildungswerk**
Partner für Bildung & Kultur

WORTREICH

DIE KURZGESCHICHTEN DER PREISTRÄGER:INNEN 2021/22



12. WORTREICH-LESUNG
erstmalig im
Inselhotel Faaker See

KURZGESCHICHTENWETTBEWERB DES
KÄRNTNER BILDUNGSWERKES UND DER
MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN AM FAAKER SEE



 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

LAND  KÄRNTEN
Kultur

Finkensteiner
NUDELFABRIK
MARKT CAFÉ

Inselhotel
FAAKERSEE

Vorwort



„Ge(h)zeiten“ lautete der Schreibimpuls des zwölften Kurzgeschichtenwettbewerbs des Kärntner Bildungswerkes und der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See, von dem sich wieder viele Autorinnen und Autoren inspirieren ließen. Die Originalität und Qualität der Texte beeindruckten die Jury jedes Jahr aufs Neue und machten eine Auswahl alles andere als leicht.

Die in diesem Heft abgedruckten Kurzgeschichten sind jene Texte, die von der Jury ausgewählt und bei der Lesung am 01. Juli 2022 in Finkenstein am Faaker See von den Autorinnen und Autoren selbst vorgetragen wurden.

Wir wünschen viel Vergnügen beim Lesen der Texte der Preisträgerinnen und Preisträger der Ausschreibung des Kurzgeschichtenwettbewerbs WortReich 2021/2022!

Impressum

Kärntner Bildungswerk Betriebs GmbH
Mießtaler Straße 6 | 9020 Klagenfurt am Wörthersee
0463/536-57622 | office@kbw.co.at
www.bildungswerk-ktn.at | www.facebook.com/kaerntner.bildungswerk
Redaktion: Doris Rottermann, BA MA

Inhalt*

Susanne Axmann Sorry is the hardest word	4
Daniel Mylow Vigo	6
Klaus Öhler Idris war geschwommen	8
Adi Traar Terrasse mit Meerblick	10
Erich Wimmer Wahnwitz im Monsun	12

* Die Preisträgerinnen und Preisträger des Kurzgeschichtenwettbewerbs WortReich - Ausschreibung 2021 zum Schreibimpuls „Ge(h)zeiten“ - in alphabetischer Reihenfolge.

Susanne Axmann

SORRY IS THE HARDEST WORD

Sie lässt einen Brief zurück. Ihre Sprachlosigkeit hat fast schon die Schreibhand erfasst. Der Brief ist kurz. Sie könne jetzt nicht mehr; es wäre besser wenn; bitte alleine lassen. Und: Das ist kein Verlassen, sondern nur... Bitte versteh.

Nein, besser kein „Bitte“.

Sie packt den kleinen Koffer mit dem Notwendigsten. Was vom Inhalt des Koffers soll -bitte- ihre Not wenden? Die Unterhosen?

Na schau, Sarkasmus funktioniert noch.

Nötiges, das wäre das bessere Wort. Sie fühlt sich genötigt, von den circumstances. F***, manchmal rutscht ihr total affig, und sie weiß es, wieder das Englische heraus.

Diese Umstände, in die er sie gebracht hat. Nein, nicht diese, nicht *sie* in diese anderen Umstände, sondern die *andere*. Shit, das musste ihr passieren. Und der anderen. Passiert doch immer nur den anderen.

Umständlich, das kann er gut. Aber diesmal ist er total straight, einfach durchmarschiert wie mit Stahlkap-penstiefeln. Alter Trottel. Hat alles zielstrebig zertreten und besonders in ihr etwas sehr kaputt gemacht. So flach getreten, dass sie, und - das war ihr noch nie passiert - sich nicht mehr schützen konnte.

Der Koffer sagt: „Sei nicht selbstmitleidig.“
Der Koffer sagt: „Vergiss die Lockenwickler nicht.“
Der Koffer vergisst zu sagen:
„Vergiss dein Medikament nicht.“

Also zur Apotheke, ohne Rezept, mit - wie gelernt - zusammengezogenen Schulterblättern zwex Aufrichtung.

Leider nein.

Natürlich kann ich es nachbringen.

Nein, ich kann jetzt nicht nach Hause um es zu holen.

Nein, meine Ärztin ist nicht da sonst hätte ich...

Endlich kapiert die Apothekertante.

Na also, geht ja.

Danke.

Aufrecht hinaus.

Auch das geht, na schau.

Beinahe hätte die Schwäche in der Apotheke sie noch flacher gemacht. Erst beim Einsteigen ins Auto flammt ein wenig Zorn auf. Das Gaspedal weiß noch nichts davon.

Sie fährt ins Kloster. Nicht so ein Schweige-Rückzug-wenn sie ein Gespräch wünschen-Ding. Eher ein Hotelkloster mit Zimmer und Frühstück und gerne auch Abendessen. Um diese Zeit vor allem alte Ehepaare. Das hat ihr noch gefehlt.

Blick auf den See. Sie packt die gelbe Wolle aus. Will ein Jäckchen für ihr Enkelkind stricken, das ist gerade fünf Zentimeter groß. Oder sollte sie vielleicht eines für ihr... wie hieße der Verwandtschaftsgrad dann?

Ein scharfer Schnitt ins Herz.

Sie hat Bücher, feste Schuhe und sonst keine guten Vorsätze mit.

Es ist kälter als gedacht. Irgendwie hatte sie die Idee von im Garten sitzen gehabt, auf den See schauen und zusehen, wie die Seele heilt. Aber es ist März und der See hat noch diesen eisigen Schimmer. So sitzt sie mit ihrer Decke unter den Arkaden im Hof und rutscht viertelstündlich der Wärme nach, wie ein eingewickelter Sonnenuhrzeiger.

Das Jäckchen will nicht anfangen.
Hat es Zueignungsprobleme?
Ist das vielleicht die Rundstricknadel, die da im Herzen herum bohrt?

Schau, Ironie geht auch noch, aber schlecht.

Sie packt die Wanderschuhe aus, geht eigentlich nicht so gerne, ist eher der Kreuzworträtseltyp. Sie nimmt den Pilgerpfadplan zur Hand. Die Rezeptionistin sagt freundlich, das ist der leichteste.

Dann geht sie. Durch die Wiesen geht sie, unter den Apfelbäumen geht sie, durch die Allee, zum See, den Weg durch das Schilf geht sie. Schaut in die trockenen Birken. Geht wieder zurück. Und noch einmal den ganzen Weg und wieder zurück.

Jeden Tag.

Vor dem Frühstück.

Nach dem Mittagessen und, wie im Pilgerhandbuch empfohlen, auch abends.

Es wirkt – leider nicht.

Das Kloster hat ihr etwas versprochen, doch dieses Flache ist noch immer da. Es wird immer lauter, hässlicher, giftiger. Es stellt sich auf, stemmt die Arme in die Taille. Lacht hämisch.

In der Rezeption steckt ein Brief von ihm.

Sie zahlt, wirft alles in den Koffer – nein, nicht alles – vergisst ihr Medikament im Zimmer.

Das Auto am Parkplatz wirkt überrascht.

Vor dem Zuhause-Haus knistert es. Er muss sie gehört haben. Reue sieht anders aus. Wie immer steht sein SUV fast mittig im Carport, sie quetscht sich aus ihrem Auto, der Koffer klemmt, fremdelt und macht Spuren im Kiesweg. Sie macht sich keine Illusionen, er wird nicht um Verzeihung bitten.

Das Vorzimmer hat manchmal etwas vor, diesmal steht er dort, lässt die Arme hängen, sagt „Grüß dich“.

„Und?“, fragt sie.

„Aus“, sagt er.

„Und?“, fragt sie.

„Ich habe dir einen neuen Rasenmäher gekauft.“

Daniel Mylow **VIGO**

Ihr Gesicht war ein weißer Fleck. Sie schien nicht einmal zu atmen. Bless löste sich aus seiner Starre. Über den Wassergräben stiegen dunkle Schwärme von Faltern in das Spätnachmittagslicht. Wie ein zerbrechlicher Engel lag das Mädchen in seinen Armen. Für die Dauer einiger Herzschläge empfand er ihr Gewicht als leicht. Langsam setzte er sich in Bewegung. Vergebens hatte er versucht, das Mädchen wachzurütteln. Bless lief. Das Land hinter dem ehemaligen Todesstreifen verlor sich in einer ziellosen Ferne. Der Körper in seinen Armen wurde schwerer. Bei jedem Schritt konnte er den weißen Rand unter der Iris des Mädchens sehen.

Bless schrie. Sein Schrei zerstob in der wässrigen Finsternis hinter dem Stacheldraht. Die schneestille Luft presste seine Stimme zu einem Wimmern. Er stützte die schweißnasse Stirn auf den Lauf der Kalaschnikow. Wie Luftspiegelungen tauchten die Silhouetten der anderen Wachsoldaten aus dem Inneren der Nacht. Er ließ das Maschinengewehr fallen. Mit beiden Händen barg Bless den Kopf des Jungen an seiner Schulter. Seine Jacke färbte sich dunkel. Aus der Ferne hörte er die Alarmsirenen. Ein Mannschaftswagen näherte sich. Scheinwerfer flammten auf. Grelles Licht fiel über den Sperrgraben und das Minenfeld und dann auf den Jungen.

Grenzverletzer sind aufzuspüren, festzunehmen, unschädlich zu machen oder zu vernichten, hörte er sich stammeln. Das Gesicht des Jungen war ein weißer Fleck.

Ein Schwarzstorch flog auf und verschwand über dem lichtgrünen Wasser der Tümpel. Bless blieb erschöpft stehen. In der Ferne sah er die Dächer von Berneckenstein. Tag für Tag wanderte er von Berneckenstein an der ehemaligen innerdeutschen Grenze entlang.

Grünes Band nannte sich jetzt die fünf kilometerbreite Sperrzone. Einmal, 1996, zehn Jahre nach den tödlichen Schüssen an der Grenze, hatte er die gesamten 1400 Kilometer von der Ostsee bis zur tschechischen Grenze und zurück mit dem Rad erfahren. Nur noch wenige Wachtürme waren zurückgeblieben. Alles war verschwunden. Die KFZ-Sperrgräben, die Minenfelder und Sicherheitszäune. Nur die 684 Menschen, die von 1961 bis 1989 an der Grenze erschossen wurden, verschwanden nicht. Die Zahl war in seinem Kopf.

Das Morgenlicht schimmerte noch grau, wenn er aufbrach. Und die Leere um ihn war oft sehr groß und der Himmel hing so niedrig, dass alle Düfte und Laute wie zusammengepresst schienen und manchmal kniete er dann nieder und sah auf das ziellose Davoneilen der Wolken und manchmal geschah es dann, dass er zu weinen begann. Jetzt fielen seine Tränen auf die Brust des Mädchens. Noch immer war ihr Gesicht weiß wie Papier. Bless riss sich zusammen. Er lief weiter.

Die Kameraden hievten ihn in die Kabine des Pritschenwagens.

Grenzverletzer sind aufzuspüren, festzunehmen, unschädlich zu machen oder zu vernichten, murmelte er.

Durch die Scheiben des Robur sah er, wie zwei Grenzschilder eine Plane über den Jungen warfen. Eine Million Minen, fuhr es ihm durch den Kopf. Warum ist er nicht einfach auf eine verdamnte Mine getreten.

Sie erreichten das Kompaniegebäude des Wachbataillons.

Am nächsten Morgen erwachte er im Sanitätsraum. Der Genosse Major verhörte ihn. Der Landesverräter, dessen Identität man noch feststellen müsse, habe in Halle einen Zug der Reichsbahn bestiegen. Zu Fuß sei

er Richtung Grenze gelaufen. Bei Sorge schnitt er ein Loch in den Grenzzaun. Das habe den Alarm ausgelöst. In seinen Taschen habe man nur eine Fahrkarte und einen FDJ-Ausweis gefunden, in dem der Name Vigo stand. Der Nachname sei ausradiert. Nun müsse sich der Genosse zu den tödlichen Schüssen am Grenzschnitt Buchenwaldschlucht äußern. Der Genosse solle sich keine Gedanken machen. Es sei nur fürs Protokoll. Er, der Genosse Major, würde sich persönlich für ihn um Belobigung bemühen. Bless schwieg. Auch auf die wiederholte Aufforderung des Genossen Majors, nun doch endlich das Maul aufzumachen, antwortete er nicht. Er sah auf das graue, rieselnde Licht hinter dem Gitterfenster.

Vigo war mein Sohn, sagte er schließlich im Flüsterton. Ach du Scheiße, entfuhr es dem Genossen Major.

Das Licht wob schimmernde Fäden in die Zwergstrauchheide am Weg. Seine Arme fühlten sich taub an. Nur eine kurze Pause, sagte er leise, als könne ihn das Mädchen verstehen. Vorsichtig bettete er ihren Körper auf das Gras. Stündlich wechseln die Farben, dachte er. Hier, an der ehemaligen Grenze, kannte er jede Stunde und jede Farbe.

Den Grenzgänger nannten sie ihn im Ort. Bless wohnte zurückgezogen in einem einfachen Dachzimmer, wo er von seiner schmalen Pension lebte. Vor dem Jahr 1989 war er einer, von dem es hieß, er habe einen Landesverräter geboren. Nach der Grenzöffnung war er der Mörder in Uniform, der seinen eigenen Sohn erschossen hatte. Irgendwann vergisst man, wie es wirklich war. Dagegen kann man nicht anlaufen, dachte er.

Ein Keil aus Vögeln verschwand im Bild hoher Wolkentürme am Horizont. Tag um Tag, Stunde um Stunde verschwand etwas. Nur in ihm war etwas stehen geblieben.

Sein Körper zitterte. Das Mädchen. Der Weg war ihm noch nie so weit erschienen. Und dann. Sie würden denken, dass... Bless sah auf die Wimpern des Mäd-

chens. Samtschwarz. In diesem Augenblick begannen ihre Lider zu flackern.

Man machte Bless und seiner Frau klar, dass ihr Sohn ein Landesverräter sei. Bei Androhung entsprechender Strafen untersagte man ihnen, von einem Fluchtversuch zu sprechen. Vergebens wendete Bless ein, der Junge sei erst sechzehn gewesen. Er habe Probleme in der Schule gehabt. Man habe ihn in ein Heim geben müssen. Vigo sei kein Republikflüchtling. Bless und seine Frau wurden gezwungen, die Geschichte eines tragischen Verkehrsunfalls zu erzählen. Sie durften keine Todesanzeige aufgeben. Der Totenschein wurde gefälscht. Die Mitschüler seines Sohnes wurden von der Beerdigung ausgeschlossen. An einem eisigen Dezembertag des Jahres 1986 defilierte die winzige Trauergesellschaft vom Friedhof zum nahen Gasthof, vorbei an schwarzen Limousinen, aus denen die reglosen Gesichter der Staatssicherheit starrten. Am Abend sagte Bless zu seiner Frau, er habe das Gefühl, es sei nicht sein Sohn, den er wenige Stunden zuvor beerdigt hatte, es sei er selbst gewesen.

Man versetzte ihn ans Ende der thüringischen Landesgrenze. Er erhielt eine Medaille für vorbildlichen Grenzdienst und eine Geldprämie. Ein Jahr nach der Wende starb seine Frau. Brustkrebs. Da war sie längst von ihm fort gegangen. Die Krankheit hatte sie lange verschwiegen.

Vierundzwanzig Jahre. Der gleiche Weg. Von der Wohnung zum Grab Vigos zur ehemaligen Sperrzone auf dem unsichtbar gewordenen Todesstreifen. Unterwegs zu dem Moment, in dem alles begann und endete. Unterwegs wohin. Bless war erschöpft.

Das Mädchen in seinen Armen atmete. Hinter der Wegbiegung tauchten zwei Radfahrer auf. Bless begann zu rufen. Aus seiner Kehle drangen stammelnde Laute. Die Radfahrer hielten. Es sah aus, als würde das Mädchen lächeln. Der weiße Rand unter ihrer Iris war verschwunden.

Klaus Öhler **IDRIS WAR GESCHWOMMEN**

I

Idris war geschwommen.

Hier war es tagsüber schon dunkel, die Straßen voller Schneematsch und der Diesel der Busse roch wie frisch aus der Dose. Wohin? Wenn er beim Deutschunterricht aus den Fenstern schaute, sah er nur sich selbst, das müde Gesicht in die Hand gestützt und die Spiegelung der Leuchtstoffröhren. Ein etwas dicker Mann mit angegrauten Haaren und einer Brille mit Goldrand sagte Dinge wie „Deutsch ist eure Eintrittskarte in die Gesellschaft“ und „wenn ihr euch nicht anstrengt, werdet ihr es hier zu nichts bringen“. Zuhause war Idris Schwänzkönig gewesen. Einmal hatte er sich vor die Klasse gestellt und behauptet, der Lehrer sei krank. Alle waren gegangen. Aber das hier war neu und vielleicht ernst. Hier verstand niemand seine Witze. Idris hatte keine Pläne. Und das ging natürlich nicht. Die Leute sagten es ihm bei jeder Gelegenheit.

II

Idris war geschwommen.

Die Ergebnisse der Vorprüfung hingen. Idris stand davor und lachte laut. Nicht etwa, weil er bestanden hätte. Auch nicht, weil er durchgefallen war. Nur, weil andere auch durchgefallen waren. Andere, die sich angestrengt hatten. Walid zum Beispiel, der auf Karteikarten jedes einzelne neue Wort notierte, das er hörte. Und auswendig lernte. Idris stellte sich vor die Klasse und behauptete, der Lehrer sei krank. Dann nahm er Omar, Walid und Reza und ging mit ihnen in das Städtchen.

Es war Frühling geworden. Auf einmal hatte die Luft einen eigenen Geruch, der schön war und nur schwer zu beschreiben. Sie ließen sich treiben durch die sonigen Gassen. Idris spendierte Eis mit Geld, das er nicht hatte, zumindest eigentlich nicht hatte. Und es

schmeckte doppelt hervorragend. Der Deutschlehrer lud Idris zum Gespräch. Idris ging nicht hin.

Idris lernte Frieda kennen. Es wurde Sommer, sie saßen am Fluss, sie saßen am See, sie saßen im Freibad und Idris dachte an die anderen aus der Klasse und er wusste, dass er genau hier sein wollte. Friedas Vater, ein etwas dicker Mann mit angegrauten Haaren und einer Brille mit Goldrand, suchte nach Praktikumsplätzen, die Idris nicht wollte. Aber Idris war verliebt und alles war im Fluss. Nur einmal kam diese Erinnerung zu ihm und er wäre in seinem Glück beinahe ertrunken.

Die meisten waren da schon gegangen, manche geflogen, andere mit Bussen gefahren und auf Booten. Viele waren nicht weit gekommen. Im Sommer 2015 saß Idris noch immer in Aleppo. In Onkel Ahmads altem Fernseher flimmerten die Bilder der Flüchtlingstrecks nach Mitteleuropa. Da stand Idris auf und ging. Über die Grenze. Dort fragte er weiter. Jemand wusste eine gute Stelle. Er fuhr hin. Ein kahler Felsen in Sichtweite. In der Nacht ein paar Lichter, die die Richtung anzeigten. Boote, vielleicht Küstenwache, aber selten. Das Wasser noch warm.

Zwei Kilometer, hatte der Mann gesagt. Es sah aus, als könnte man einen Stein hinüberwerfen. Idris saß lange da und warf Steine. Er war schon geschwommen, zuhause, im Schwimmbad. Sicher schon mal einen Kilometer, vielleicht auch mal mehr. Sicher nicht viel mehr. Und niemals im Meer. In der Nacht ging er ans Wasser. Er zog sich aus. Nur die Unterhose ließ er an. Ein Wind ging. Ihn fröstelte. Es war Oktober. Jetzt oder nie.

III

Idris war geschwommen.

Um sein Leben. Vielleicht hätte er beten sollen, dachte er nach den ersten Zügen. Aber das Wasser war warm, der Fels nah und das Meer leuchtete in kleinen Punkten,

wenn er die Hand eintauchte. Vielleicht hätte er beten sollen, dachte er nach den ersten tausend Zügen. Das Wasser war nicht mehr ganz so warm und der Fels noch immer nah, aber kein Stück näher und das Meer schwappte schwarz zu allen Seiten und kein Horizont war in Sicht. Er wusste nicht, ob er es überhaupt noch zurückschaffen würde, wenn er jetzt umdrehte.

Genau in dem Moment fiel ihm Onkel Ahmad ein und wie seine Augen so weit geworden waren hinter den dünnen Goldrändern der Brille, als der Knall der Fassbombe die letzten Fenster eindrückte und wie die etwas dicken Backen schlaff geworden waren und auch die Hand und die Fernbedienung war tot auf den Teppich gefallen. Und Idris war nur im Sessel gesessen, sozusagen gegenüber und hatte sich nicht gerührt. Damals hatte er nicht geweint, aber jetzt wollte er weinen, aber jetzt musste er schwimmen und was sollte das auch für einen Zweck haben, zu weinen, mitten im Meer.

Und Idris war geschwommen.

Um sein Leben. Er hatte alles vergessen. Sein Kopf war eingesunken in den Takt der Arme, zerfetzte Bilder vom Holzhacken, vom Weizendreschen, vom Nageln von Dachlatten und Festschlagen von Briefmarken mit der Faust. Idris war stumpf geworden und irgendwann war der Kopf ganz weg gewesen, der letzte Gedanke so etwas wie, dass jemand alle Schulden bezahlt hatte.

Dann der Lichtstrahl. Idris war so weit weg, dass er nicht wusste, was das war und einfach nur hineinschaute wie ein verschrecktes Tier. Dann die Stimmen und sie riefen sich Dinge zu und sie zogen ihn an den Armen auf das Boot und das schmerzte und sie steckten ihn in Decken und sie schoben ihm etwas Warmes auf die Brust und das war gut. Dann kam ein Mann und die anderen gingen stumm zur Seite und der Mann war ein wenig dick, das Haar angegraut und er schaute ihn an durch den Goldrand der Brille und nickte ein wenig oder vielleicht schüttelte er auch den Kopf, aber die Augen hinter der Brille waren warm, obwohl sie grün waren.

Nur einmal kam diese Erinnerung zu ihm. Das war im zweiten Sommer mit Frieda, Idris hatte alles längst fahren lassen und war nur noch im Freibad jeden Tag. Als Bademeister. Auf der Bahn für langsame Schwimmer kam ein Mann vorbei mit angegrautem Haar. Idris sah es schon, bevor der Mann es spürte, er kannte das Symptom, auch wenn er den Mann nicht kannte.

IV

Und Idris war geschwommen.

Um sein Leben. Er schleppte den Mann zum Beckenrand und sie zogen ihn raus. Idris leistete selbst die Erste Hilfe. Als die Sanitäter kamen, war der Mann stabil. Sie nahmen ihn trotzdem mit. Die Türen schlossen. Der Wagen fuhr an. Und mit der goldenen Brille des Mannes noch in der Hand fühlte Idris sich plötzlich, als würden die Sanitäter alles mitnehmen, was ihm je etwas bedeutet hatte. Und vielleicht war es so heftig, weil es zum ersten Mal seit Jahren war, so dass er alles vergaß: wo er war, wer noch dort war und ihn kannte und als wen und eine lange Zeit war nichts in ihm als das Nachbild des Rettungswagens und der Rhythmus des Schluchzens.

V

Jetzt war Ende September, aber das Freibad noch offen. Es war noch einmal saftig warm heute und es roch nach Pommes und Chlor. Viele Leute waren nicht da. Ein dünner, kleiner Mann mit Hinkbein öffnete seinen Zopf nach dem Schwimmen. Zwei alte Damen mit sanften Gesichtern fassten sich gegenseitig auf den Handrücken beim Sprechen. Ein Schwimmer mit mächtigem Brustkasten setzte die Schwimmbrille auf. Ein kleiner Junge weinte an Omas Hand. Ein Student mit roten Haaren trank in der Sonne Tee.

Idris stand auf den warmen Steinplatten am Schwimmerbecken und hielt entspannt Ausschau. Er wusste schon, dass nichts mehr passieren würde.

Adi Traar

TERRASSE MIT MEERBLICK

6 Stunden stehen im Führer, tatsächliche 8 ½ mir jetzt in die Beine geschrieben. Es ist immer das Gleiche. Warum nur ziehe ich Toureninformationen aus dem Internet zurate? Diese selbst ernannten Weg- und Gehzeitenexperten, die ihr Ego ins Netz speisen, es mit angeblich erbrachten Leistungen aufpolieren oder ausführlich schwelgen im Da-wo-ich-grad-bin-ist-es-am-schönsten.

Aber jetzt wirklich. Da, wo ich grad bin, ist es am schönsten! Die bizarren, scharfkantigen Lavahervorbringungen in 5 Stunden durchschritten, wie mit Messer und Gabel geschnetzelte, versteinerte Knetmasse; dann 2 Stunden lang den karg bewachsenen Küstengürtel gequert, den aggressiven Angriffen der Küstenseeschwalben ausgesetzt – die haben mich auf ihren Tiefflügen mit ekligsten Körperausscheidungen bombardiert, Kopf und Gewand sind voll davon, von ihren scharfkantigen Schnäbeln wurde ich zum Glück verschont –, und nun also der schönste Platz ever, ein Sandstrand mit höhenversetzten Terrassen, von Fels durchzogen. Ein Platz, der meinen Romantikersprüchen vollauf genügt. Da gehört in jedem Fall Wassergeblubber dazu. Die Wellen schlagen an gegen die Schäreninselchen, behände und periodisch wiederkehrend, sie lassen mich ins Wiegen hineinfühlen, so wie ich einst gewiegt wurde, wie wir tunlichst alle gewiegt wurden. Wenn das kein passendes Schlummerprogramm sein soll! Pures Wunschkonzertgetön!

Ich feilsche um Zentimeter, je näher dem Wasser, desto forciert der Volume-Regler fürs Wunschkonzert, er braucht nicht nachjustiert zu werden, mein Hörwunsch prasselt auf mich ein, in mich hinein, lebt mich in eine Nacht der Wünsche, so zu zitieren. Also, ran ans Meer, was der Aufbauplatz hergibt, nur die beste Lage zählt, gebare ich mich wie ein Immobilienhai. Die

Liegefläche der Liegenschaft soll schon Liegefläche bleiben, sprich möglichst horizontal; der Kopf höher als das Übrige, mehr denn eine einzige Schlafposition sollte drinnen sein, ohne dabei seitlich abzdrehen oder sich mit bulligem oder gar scharfkantigem Gefels (hier ist wohl alles scharfkantig) matchen zu müssen; der Platz sollte auch frei von Vertiefungen sein, die erzeugen körperliche Durchhänger, mentale könnten folgen. Erst muss die Parzelle von allerhand Glitschzeug gesäubert werden, Wasserpflanzen, Farne. Auch Schafe scheinen den Platz zu schätzen, laut ihrer haufenweise hinterlassenen, biologischen Visitenkarten.

Die Räumarbeit ist getan, es hat sich mehr als gelohnt. Eine mondäne Terrasse mit Meerblick, was heißt Meerblick, Tuchföhlung mit dem Meer, dem hier offenen Nordmeer, so wie es sich wohl seit Menschengedenken zeigt. Nur der Öltanker, der schon einige Zeit am Horizont rastet oder an etwas laboriert, entreißt mich der Illusion vom ewiglichen Gleichen, dass es etwas gibt, das für immer so bleibt, wie es einmal war. Genauso das blasse Glühwürmchen am Himmel, von dem ich nicht sagen kann, ob es ein launischer Stern oder ein Satellit ist. Mein Zelt, das dem allen vorsteht, ist ja auch nicht gerade ein biblisches Immerdar.

Morgen schon ist es weg.

Der Schlaf spielt sich wie erwartet ab. Die vertrauten Naturlaute werden bereichert durch unweit auf einem Vogelfelsen fagottierende Basstölpel. Nur der Volume-Regler des Wellenschlags, welcher mich ins Wiegen hineinfühlen lässt, dreht, wie von Mondhand reguliert, immer weiter auf. Das nehme ich in einem tumben Zustand zwischen ¾- und Vollschlaf wahr – hingegen das Wasser, das in kleinen Lacken bereits an meinem Schlafsack nuckelt, erlebe ich in einem Wachzustand seltsamer Art; genauso den plötzlich

gefluteten Vorgarten, jenen Puffer zwischen Zelt und Meer, welchen ich in meiner Aufbauwut möglichst knapp gehalten hatte; und den Fischer, der mich einen Angelwurf entfernt stumm beobachtet. Er reagiert überhaupt nicht auf mich und meine Not, er und seine Fische sind sich wohl am nächsten. Ist er schon länger da und hat darauf gewartet, was zu erwarten war? Wieso hat er mich nicht gewarnt? Bin ich Hauptdarsteller seines privaten Realityshow-Abendvergnügens? Oder bin ich für ihn gar tragischer, di-capriöser Held aus einem Schiffbruch-Katastrophenfilm?

Eilig packe ich mein bereits feuchtes Zelt zusammen, lasse Schlafsack, Matte darin und schaffe es in die nächsthöhere Etage. Es könnte frühmorgens sein, ich habe keine Ahnung, die Mitternachtssonne geizt mit chronologischen Auskünften. Ähnliche zeitliche Auskünfte wären auch von Nutzen gewesen, um dieser Flut nicht auf den Leim zu gehen. Das ewig Gleiche, in das ich mich gerade noch hineingesponnen habe, hat ihre Auszucker, Abweichungen von der Norm: Gezeiten! Das Meer auf Wanderschaft. Gewissermaßen sind Gezeiten die Gehzeiten des Meeres. Was soll's. Höchstens vier, fünf Stunden noch, und das Wasser sollte dahin sein.

Ich bin in der rettenden obersten Etage angelangt, dem Oberdeck sozusagen. Keinerlei Meeresrückstände sind hier zu sehen, ich werde wohl trockene Füße behalten und der drohenden Katastrophe entkommen. Aber die Wellen gehen nicht zurück, im Gegenteil, sie werden heftiger, fressen sich immer weiter vor, erobern Land um Land, Fels um Fels, erreichen schließlich die Terrasse unter mir. Vom Bewuchs her kann sie keinesfalls in der Flutzone liegen, bunte Blumen pochen hier auf beständige Bodenverhältnisse. Das Meer scheint das nicht zu bekümmern, langsam flutet es

das Gras und ertränkt die Blumen; ihre Köpfe wiegen sich im Strudel hin und her, wie Notsignale von bunten Wimpeln. Immer höher steigt der Wasserspiegel, kriecht zu mir herauf. Der Bedrohung von unten folgt eine von oben, der Himmel, jetzt in eisblauen, geometrischen Formen zersplittert, scheint sich auf mich herabzustürzen. Ich realisiere einen riesigen Eisberg, wie er knarzend versucht, vor mir auf die Küste aufzulaufen. In seinem Schatten taucht jetzt wieder der Fischer auf. Er treibt auf dem Wasser, klammert sich an eine hölzerne Wandverkleidung. Er trägt ein Diamantcollier, die Steine funkeln bis zu mir herüber. Daneben schwimmt ein Tresor mit Schweißloch, langsam füllt er sich mit Wasser und versinkt. Hiermit wäre die Herkunft des Colliers auch geklärt. Der Fischer ruft mir etwas zu, ich verstehe es kaum, er liegt (eigentlich: treibt) in seinen letzten Zügen, ruft zu mir herüber, ich solle ihm versprechen, mich nicht dem Schicksal hinzugeben, sondern meine ganze Kraft aufzubieten, mich zu retten, um noch ein langes, erfülltes Leben zu haben. Das ergreift mich, etwas ergreift mich und schüttelt mich ordentlich durch.

Ich reiße die Augen auf. Meine Füße sind klamm. Scheiße, der Schlafsack ist nass. Ein Mann zerrt an meinen Schultern, es ist der Fischer. Stand up, stand up! Here comes the flood!

Ich befinde mich in einem Wachzustand der seltsamen Art. Eilig packe ich mein Zelt zusammen, lasse Schlafsack, Matte darin und schaffe es in die nächsthöhere Etage. Es könnte frühmorgens sein, ich habe keine Ahnung, die Mitternachtssonne geizt mit chronologischen Auskünften ...

Erich Wimmer **WAHNWITZ IM MONSUN**

Die große Stelle. So nennen mein Fischerkumpel Pavel und ich die schönste und einsamste Stelle des wilden Flusses. Von anderen Fliegenfischern wird dieser Flussabschnitt sogar als Canadian Pool bezeichnet, weil es keinen von ihnen wundern würde, wenn an dieser mit Felsblöcken gespickten Engstelle, vor der sich die Forellen in einer breiten Kehre sammeln, plötzlich Bären auftauchten um zu fischen. Nur ausgewachsene Grizzlys könnten sich in der Strömung um diese Felsen länger als eine Sekunde halten, ohne mitgerissen und fortgespült zu werden. Dass auch immer wieder lebensmüde Paddler zwischen den Kanten dieser schroffen Wände durchreiten, sorgt regelmäßig für Schlagzeilen. Auch überregionale Medien berichten dann von den Kanuten, die gegen die Felsen knallen und trotz Helm das Bewusstsein verlieren, bevor sie von den Wassermassen auf den Grund gemalmt werden. Erst ein paar Kilometer weiter talauswärts, dort, wo der Fluss in den See mündet, spuckt er die Leichen wieder aus und lässt sie friedlich an die Oberfläche steigen, wo sie von den Burschen der Seerettung routiniert geborgen werden.

Zweihundert Höhenmeter über der Großen Stelle stehe ich vor dem geöffneten Kofferraum meines Kombis, den ich am Rand einer Forststraßenkurve geparkt habe. Während sich über mir ein gewaltiges Unwetter zusammenbraut, packe ich ein paar unscheinbare Utensilien zusammen: eine Hundertmeter-Rolle sehr dünne, extra reißfeste Nylonschnur, daran ein solider Angelhaken, eine Packung Maden, zwei dünne Plastiksäcke und ein bulliges Klappmesser. Mehr braucht man nicht, wenn man ohne Lizenz unterwegs ist.

Dann sperre ich das Auto ab, verstaue den Schlüssel in meinem kleinen Rucksack, verlasse die Forststraße und nehme den steilen Abstieg in Angriff. Der Weg,

von dem ich mir jeden einzelnen Meter selbst suchen muss, führt durch ein Gewirr aus dürrer Büschen und verkrüppelten Buchen bergab. Weil die Neigung des Hangs viel zu steil ist, um gerade hinunter zu steigen, gehe ich in Serpentina. Wobei ich immer darauf achte, dass Baumstämme oder Sträucher in Griffweite bleiben. Sollte ich hier abrutschen und mich nicht sofort festhalten oder anklammern können, würde ich mit der Geschwindigkeit einer Lawine bis zum Talboden hinunterrasen.

Die ersten fetten Regentropfen zwingen sich durch die Buchenblätter. Möglichst schlechtes Wetter ist die beste Voraussetzung für meine Aktion. Weil mich das bevorstehende Wetter in kürzester Zeit durchnässen wird, habe ich nur feste Bergschuhe, eine kurze Hose und eine dünne Regenjacke angezogen. Alle anderen Menschen, die mit dem Tal verbunden sind, Wanderer, Biker, Fischer und Aufsichtsorgane, haben es entweder schon verlassen oder sind jetzt gerade dabei, so schnell wie möglich zu verschwinden. Niemand außer mir möchte hier sein, wenn das Donnerwetter endgültig losbricht.

Gräser und Büsche triefen schon vor Wasser, Steine und Kiesel bröckeln. Immer wieder muss ich mich an tief hängenden Ästen festhalten, um nicht auszurutschen und in die Tiefe zu poltern. Als ich endlich die Talsohle erreiche und sich die gigantische Flussbiegung vor mir ausbreitet, brülle ich vor Genugtuung, reiße mir den Rucksack von den Schultern und lege ihn auf einen der glitschigen Steine am Ufer. Dann packe ich die Schnurrolle aus, klemme ein Bündel Maden auf den Haken und werfe es mit einer ausladenden Geste so weit wie möglich hinaus in die Strömung. Es dauert keine fünf Sekunden bis sich eine der großen Forellen auf den Köder stürzt. Mit meinem rechten Arm ver-

suche ich die panischen Bewegungen abzufedern, mit denen der Fisch in die Flussmitte flüchtet. Die Forelle ist viel zu kräftig, um sie schnell ans Ufer zu ziehen. Ich muss geduldig sein und warten, bis sie müde wird. Während ich sie an der langen Leine vorsichtig durch die Strömung dirigiere, stehe ich bis zu den Knien im kalten Wasser und erlebe die Donnerschläge des Gewitters wie das Läuten einer gigantischen Himmels-glocke, die nicht Mitternacht, sondern mein letztes Stündlein schlägt. Und wenn schon! Hier und jetzt vom Blitz erschlagen zu werden, während meine Krallen nach dem Leib einer Forelle greifen, ist das Schicksal aller Bären.

Endlich lässt sich der Fisch ans Ufer führen. Ich töte ihn, indem ich ihm den stumpfen Messerrücken ein paar Mal wuchtig auf den Nacken schlage, wate noch einmal zurück ins Wasser und halte den silberglänzenden Fischleib mit der rechten Hand in den grauen Himmel.

„Ich danke euch!“, brülle ich hinauf zu den Göttern, während ich mir mit der linken Hand die nasse Hose herunterziehe und es einfach rinnen lasse. Das kalte Wasser hat meiner Prostata zugesetzt. Den Fisch noch immer über mir und den heißen, erlösenden Harnstrahl vor mir, lalle ich inmitten des mich von allen Seiten umdampfenden Glücks.

Eigentlich müsste ich aus Erfahrung wissen, dass ein solcher Moment äußerster Seligkeit immer schon seinen Umschlagpunkt in sich birgt. Aber es dauert auch diesmal viel zu lang, bis ich die nicht für möglich gehaltene Veränderung registriere. Vor mir, aus der Regengischt, dem Blitzgeflacker und dem Wasserdampf tauchen die Silhouetten zweier Kajaks. Der viel zu späten Stunde und dem bootszermalmenden Monsun zum Trotz haben zwei ganz offensichtlich wahnsinnige Padelbootfahrer den Wildwasserstrudel an der

Großen Stelle bezwungen. Profis, ohne jeden Zweifel. Sonst wären sie unter diesen Umständen niemals heil durch diesen Katarakt gekommen. Während sie im ruhigeren Wasser nach den Stromschnellen auf mich zu paddeln, sind sie ebenso fassungslos wie ich. Sie registrieren meine heruntergelassene Hose und meine Forelle, die ich noch immer in den Himmel halte. Was ich bis jetzt nicht gesehen habe, nun aber eindeutig identifiziere, ist die Helmkamera auf dem Kopf des vorderen Paddlers. Während er mich filmt, sieht er mich an mit einem vor Verwunderung offenen Mund und fragt sich das gleiche wie ich: Was hat jemand bei dem Unwetter an dieser Stelle verloren? Wie verrückt muss jemand sein, um sich bei diesem Starkregen ins Tal zu begeben, anstatt daraus zu flüchten?

„Wer dich nicht wirklich gut kennt, kann dein Gesicht auf dem Video unmöglich identifizieren“, tröstet mich mein Fischerfreund Pavel zwei Tage später. Wir haben uns den kurzen aber eindrucksvollen Film, den der Paddler ins Internet gestellt hat, mehrere Male angesehen. „Was sind schon hundertachtzigtausend Klicks“, fährt Pavel hämisch fort. „Nur wer deinen Penis kennt, könnte dich unter Umständen identifizieren. Aber solche Kenntnisse haben eh nur ganz wenige Frauen ... und ein paar Ziegen.“

Nach seiner Schlussfolgerung droht Pavel vor lauter Lachen zusammenzubrechen. Prustend stützt er sich an meiner Schulter ab und klopft sogar ein paar Mal dagegen.

„Ich kann nicht mehr!“, wiehert er ein ums andere Mal und wischt sich vergeblich die Lachtränen aus den Augen. Es kommen viel mehr nach, als sein durchnässter Ärmel aufsaugen kann.

Neue Ausschreibung

Das Kärntner Bildungswerk schreibt in Kooperation mit der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See zum 13. Mal den Kurzgeschichtenwettbewerb „WortReich“ zu folgendem Schreibimpuls aus:



Preisgelder

- 1. Platz: 1.000 Euro
- 2. Platz: 500 Euro
- 3. Platz: 300 Euro

Die Preisgelder werden gestiftet von Bürgermeister Christian Poglitsch und Kulturreferentin Christine Sitter der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See.

Voraussetzungen & Anforderungen

Geschrieben werden darf, was auch immer zum diesjährigen Schreibimpuls einfällt. Pro Person kann ein Beitrag eingereicht werden. Dieser wird in die Wertung aufgenommen, wenn er ...

- ... der Gattung Kurzgeschichte entspricht,
- ... in deutscher Schriftsprache verfasst ist,

- ... exklusiv für den Kurzgeschichtenwettbewerb WortReich 2022 geschrieben und in keinem Medium veröffentlicht wurde,
- ... einen prägnanten Titel hat,
- ... eine Mindestlänge von 4.000 Zeichen inkl. Leerzeichen aufweist und die maximale Länge von 7.000 Zeichen inkl. Leerzeichen nicht überschreitet,
- ... digital verfasst, als Word-Datei gesendet und
- ... zeitgerecht eingereicht wird.

Einsendeschluss: **14. Oktober 2022**

Details: bildungswerk-ktn.at/wortreich

Fünf Kurzgeschichten werden bei einer Lesung am Freitag, den 23. Juni 2023 in der Marktgemeinde Finkenstein präsentiert und prämiert. Die persönliche Anwesenheit der ausgewählten Autor:innen ist obligat.

Einreichmodus & Kontakt

Senden Sie Ihren Beitrag als anonymisierte Word-Datei per E-Mail mit dem Betreff „WortReich 2022“ (ohne Nennung Ihres Namens im Dokument, bitte aber Name, Anschrift und Telefonnummer im Mail) an Doris Rottermanner BA MA
T: +43 (0) 660 29 47 632
M: doris.rottermanner@kbw.co.at

Impressum

Kärntner Bildungswerk Betriebs GmbH
Mießtaler Straße 6 | 9020 Klagenfurt am Wörthersee
0463/536-57622 | office@kbw.co.at
www.bildungswerk-ktn.at | www.facebook.com/kaerntner.bildungswerk
Redaktion: Doris Rottermanner, BA MA

Danksagung

Im Namen des Kärntner Bildungswerkes bedanke ich mich sehr herzlich bei der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See, insbesondere bei Bürgermeister **CHRISTIAN POGLITSCH** sowie bei Kulturreferentin **CHRISTINE SITTER** für die erfolgreiche Zusammenarbeit, die Unterstützung bei der Organisation und Durchführung des Kurzgeschichtenwettbewerbs sowie für die Preisgelder in der Höhe von insgesamt 1.800 Euro.

Herzlicher Dank gebührt besonders auch der **JURY** – dieses Mal bestehend aus Sandra Bergner, Dieter Koffler und Andreas Peterjan – für das Lesen von insgesamt 139 eingereichten Kurzgeschichten, ihre Geduld bei der Auswahl der prämierten Texte und für die Bereitschaft, Ihre Expertise und Zeit ehrenamtlich zur Verfügung zu stellen!

Weiterer Dank dem **MARKT CAFÉ DER FINKENSTEINER NUDELFABRIK** für die beiden Ehrenpreise sowie dem **INSELHOTEL FAAKER SEE** für die Möglichkeit, die Lesung der prämierten Kurzgeschichten erstmalig in diesem schönen Ambiente durchführen zu können und den Zuhörer:innen eine kostenlose Überfahrt zum Veranstaltungsort zu gewähren. So wurde die Lesung in diesem Jahr zu einer ganz besonderen.

Mein ganz persönlicher Dank gilt dem langjährigen WortReich-Urgestein **ADI WEISCH**. Er war es, der vor über zehn Jahren den Kurzgeschichtenwettbewerb WortReich ins Leben rief und seither – wohlgemerkt neben vielen anderen ehrenamtlichen Tätigkeiten – mit viel Leidenschaft an der Organisation und Durchführung des Bewerbs und der dazugehörigen Lesung mitwirkte. Bereits 2020 angekündigt und nun tatsächlich vollzogen, übergibt er seinen literarischen Hut an Kulturreferentin Christine Sitter.

Lieber Adi, einen ganz herzlichen Dank für dein unglaubliches Engagement, deine stets motivierenden Worte, deinen Humor, dein umfangreiches Wissen, deine Bemühungen und vor allem für deine wertschätzende Art, die unsere Zusammenarbeit so besonders machte!

VIELEN DANK allen Mitwirkenden und einreichenden Autorinnen und Autoren für ihre Kurzgeschichten und HERZLICHE GRATULATION den Gewinner:innen 2021/22!

Doris Rottermann

WORT*REICH*

KURZGESCHICHTENWETTBEWERB



MARKTGEMEINDE
FINKENSTEIN
AM FAAKER SEE

**DES KÄRNTNER BILDUNGSWERKS &
DER MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN
AM FAAKER SEE**



**Kärntner
Bildungswerk**
Partner für Bildung & Kultur

Ge(h)zeiten

Vielen Dank den Sponsoren!

Inselhotel
FAAKERSEE

Finkensteiner
NUDELFABRIK
MARKT CAFÉ



LAND  KÄRNTEN
Kultur

 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung